

dtv

New York 1845. Die soeben gegründete Polizeitruppe der Stadt ist ein zusammengewürfelter Haufen von Staatsdienern, Schlägertypen und seltsamen Vögeln. Auch Timothy Wilde gehört dazu – aber nur, weil er jede Arbeit annehmen muss, die sich bietet. Eines Tages läuft ihm auf der Straße ein kleines Mädchen in die Arme, bekleidet mit einem blutdurchtränkten Nachthemd. Es zeigt sich, dass sie körperlich nicht verletzt wurde – das Blut muss von jemand anderem stammen. Aber von wem? Kurz darauf findet Tim auf einem entlegenen Gelände neunzehn vergrabene Kinderleichen, alle auf die gleiche Weise aufgeschnitten. Binnen kurzem kursieren in der Stadt die wildesten Gerüchte. Die meisten der toten Kinder stammten aus irischen Familien, und die tiefsitzende Feindschaft zwischen den katholisch-irischen Einwanderern und den alteingesessenen Protestanten eskaliert. Und dann ist da noch Tims Bruder Valentine, der ebenfalls Polizist, außerdem draufgängerisch, lebenslustig, drogensüchtig ist und sich in den zwielichtigsten Kreisen der Stadt bewegt ...

»Ein fulminanter historischer Roman.« (The New York Times Book Review)

»Ein beeindruckendes Debüt voller einprägsamer Charaktere und interessanter historischer Details.« (Die Presse am Sonntag, Wien)

Lyndsay Faye gehört zu den authentischsten New Yorkern, nämlich denen, die woanders geboren wurden. Sie lebt in Manhattan. Ihr Roman ›Der Teufel von New York‹ ist der erste einer Serie um Timothy Wilde, die komplett bei [dtv](http://dtv.de) erscheint. Er wurde für den Edgar Award 2013 (Kategorie Best Novel) nominiert und ein internationaler Erfolg.

Lyndsay Faye

Der Teufel von New York

Roman

Deutsch von
Michaela Meßner

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Von Lyndsay Faye
ist bei dtv außerdem erschienen:
Die Entführung der Delia Wright (26043)
Das Feuer der Freiheit (26086)

Ein kleines Glossar befindet sich
am Ende des Bandes.



Ungekürzte Ausgabe 2015
2. Auflage 2016
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 2012 Lyndsay Faye
Titel der amerikanischen Originalausgabe:
›The Gods of Gotham‹ (Amy Einhorn Books/Penguin, New York 2012)
© 2014 der deutschsprachigen Ausgabe:
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft
Gesetzt aus der Aldus nova
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21611-1

*Für meine Familie,
von der ich gelernt habe,
wenn mich etwas umwirft,
einfach aufzustehen und weiterzulaufen,
entweder geradeaus
oder in eine etwas andere Richtung.*

Im Sommer 1845 wurde nach jahrelangen und erbitterten politischen Debatten in New York City endlich eine Polizei gegründet.

Die Kartoffel ist eine Nutzpflanze, die auch auf kargen Böden und kleinen Feldern einen Ertrag von beträchtlichem Nährwert liefern kann, und war seit langem das Haupterzeugnis irischer Ackerbauern. Im Frühling 1844 erschien in Gardener's Chronicle and Agricultural Gazette ein alarmierender Bericht, ein Schädling »aus der Kategorie der Schimmelpilze« habe die Kartoffelernte vernichtet. Bisher habe es, teilte der Chronicle seinen Lesern mit, keine eindeutige Ursache und kein Gegenmittel.

Diese beiden Ereignisse sollten New York für immer verändern.

Das Vermächtnis der Pilger

Diese mutigen Männer, diese sanften Frauen, sag, wozu sind sie gekommen?

Warum zerrissen sie die Bande zu ihren Lieben, ihrem Daheim?

Der Himmel ist's, der ihnen die edle Mission auferlegt, zu befreien den menschlichen Geist.

Sie kommen nicht nur um ihretwillen – sie kommen um der ganzen Menschheit willen;

Und bringen dem Reich des Westens diesen glorreichen Segen:

»Eine Kirche ohne Bischof – einen Staat ohne König.«

Ihr Prinzen und Prälaten, hofft nicht länger, sie eurer Herrschaft zu unterwerfen,

Das Feuer der Frömmigkeit brennt in ihrer Brust, die Freiheit weist ihnen den Weg,

Und ihr mutiges Herz sagt ihnen, besser wäre es, nicht zu leben,

Als unter dem Joch eines Despoten zu zittern, wo die Seele nicht frei sein kann.

Und über die winterlichen Wogen bringen uns diese Exilanten

»Eine Kirche ohne Bischof – einen Staat ohne König.«

Choral, gesungen nach einer Predigt
im Broadway Tabernacle, New York City, 1843.

Prolog

Als ich an meinem Schreibtisch im Gefängnis *The Tombs* den ersten Bericht verfasste, begann ich so:

In der Nacht des 21. August 1845 entfloh eines der Kinder.

Wahrscheinlich hätten Sie nicht unbedingt angenommen, dass von all dem elenden Ungemach, mit dem ich als Polizist von New York City tagtäglich zu kämpfen habe, Schreibearbeit für mich das Widerwärtigste überhaupt ist. Doch so ist es. Schon beim bloßen Gedanken daran schaudert es mich.

Ein Polizeibericht sollte sich so lesen: »X tötete Y unter Zuhilfenahme von Z.« Aber Fakten ohne Motive, ohne die dahinter liegende *Geschichte*, gleichen Wegweisern, auf denen alle Buchstaben unleserlich geworden sind. Sie sind so bedeutungslos wie leere Grabsteine. Und ein Leben auf ein paar elementare statistische Fakten zu reduzieren, das ertrage ich nicht. Bei Polizeiberichten bekomme ich ein dumpfes Gefühl im Kopf wie nach einer Nacht mit schlechtem Neuengland-Rum. Der nüchterne Gleichmarsch der Fakten lässt keinen Raum für die Erklärung, *warum* Menschen solch bestialische Dinge tun – ob aus Liebe oder aus Hass, um sich zu verteidigen oder aus Habgier. Oder für Gott, wie in diesem besonderen Fall, wemgleich ich nicht glaube, dass Gott davon sehr angetan war.

Falls Er überhaupt mit angesehen hat, was geschehen ist. Ich habe es mit angesehen, und ich war überhaupt nicht angetan.

Nehmen wir ein Beispiel. Sehen Sie sich an, was dabei herauskommt, wenn ich ein Ereignis aus meiner Kindheit so schildere, wie es für einen Polizeibericht verlangt wird:

Im Oktober 1826 brach in dem kleinen Dorf Greenwich Village in einem Pferdestall unmittelbar neben dem Haus, das von Timothy Wilde, seinem älteren Bruder Valentine Wilde und seinen Eltern Henry und Sarah bewohnt wurde, ein Feuer aus; obgleich es sich anfangs nur um einen kleinen Brand gehandelt hatte, kamen beide Eltern ums Leben, als das Feuer nach einer Petroleumexplosion auf das Haupthaus übergriff.

Timothy Wilde bin ich, und ich würde einfach mal behaupten, dass Ihnen das alles *nichts* sagt, rein gar nichts. Nix. Mein Leben lang habe ich Kohlezeichnungen angefertigt, um meine Finger zu beschäftigen und das Gefühl loszuwerden, ein strammes Seil schnüre mir die Brust zusammen. Ein einziges Blatt Einwickelpapier, auf dem das geschwärzte Gerippe eines ausgeweideten Häuschens zu sehen ist, würde Ihnen mehr über mich erzählen als dieser Satz.

Doch nun, da ich das Sternabzeichen eines Polizisten trage, bekomme ich allmählich immer mehr Übung im Dokumentieren von Verbrechen. Und die Kriege, die hier um Gott geführt werden, fordern so unendlich viele Opfer. Freilich war es vor langer Zeit wohl so, dass, wer sich Katholik nannte, schon einen Stiefelabdruck auf dem Nacken eines Protestanten hinterlassen hatte, allerdings sollte nach den vielen Jahrhunderten, die seither vergangen sind, der weite, weite Ozean diese Feindseligkeiten inzwischen eigentlich unter seinen Wassermassen begraben haben. Und doch, jetzt sitze ich hier und schreibe einen Bericht über ein Blutbad. All diese Kinder, und nicht nur sie – auch die erwachsenen Iren und Amerikaner und all die anderen, die das Pech hatten, zwischen die Fronten zu geraten: Ich hoffe bloß, ich kann mit meinem Bericht dazu beitragen, dass man sie im Gedächtnis bewahrt. Habe ich erst einmal genug Seiten mit Tinte bedeckt, wird das laute Kratzen der vielen Einzelheiten in meinem Kopf ein wenig nachlassen, das ist meine Hoffnung. Ich hatte geglaubt, der trockene, holzige Duft des Oktober, die listige Art, mit der die Windböen jetzt in meine Ärmel fahren,

würden die Alpträume des Monats August allmählich verblas-
sen lassen.

Ich irrte mich. Aber ich irrte mich in noch viel schlimmeren
Dingen.

Lesen Sie hier, wie alles begann. Jetzt, da ich das Mädchen bes-
ser kenne, kann ich als Mensch schreiben, und nicht als Träger
des Kupfersterns.

In der Nacht des 21. August 1845 entfloh eines der Kinder.

Das kleine Mädchen war zehn Jahre alt, wog zweiundsechzig
Pfund und trug ein zartes weißes Nachthemd mit einer schlich-
ten Spitzenborte am Saum des breiten, mit feinen Stichen genäht-
en Kragens. Ihre dunklen, rotbraunen Locken waren auf dem
Kopf zu einem losen Dutt zusammengesteckt. Der Windzug, der
durch den offenen Fensterflügel hereinwehte, fühlte sich heiß an,
dort, wo ihr das Nachtgewand von der Schulter gerutscht war. Sie
stand mit nackten Füßen auf dem Hartholzboden und fragte sich
plötzlich, ob vielleicht jemand einen Spion in die Wand ihres
Schlafzimmers gebohrt hatte. Bislang hatte noch keiner der Jun-
gen und keines der Mädchen einen gefunden, aber das waren so
die Dinge, die *die* tun würden. Und in jener Nacht fühlte sich jeder
Luftzug an, als hauche einem jemand seinen Atem auf die Haut,
es verlangsamte alle Bewegungen zu träge stockenden Anläufen.

Sie entkam durch ihr Zimmerfenster, indem sie drei gestoh-
lene Damenstrümpfe zusammenknotete und an der untersten
Verstrebung des Eisengitters festmachte. Sie stellte sich hin und
hielt das Nachthemd von ihrem Körper ab. Es war klatschnass,
und von dem Stoff, der ihr am Leib klebte, bekam sie eine Gänse-
haut. Sie umklammerte die Strümpfe, sprang blindlings aus dem
Fenster, hinein in die geblähte, pulsierende Augustluft, und
rutschte das behelfsmäßige Seil hinunter, bis sie auf einem leeren
Bierfass landete.

Das Mädchen lief aus der Greene Street in die Prince Street,
ehe sie zum wilden Strom des Broadway kam. Da sie nur ein
Nachthemd trug, war ihr die Dunkelheit willkommen, sie war
wie eine Rettungsleine. Um zehn Uhr nachts wirkt alles auf dem

Broadway verschwommen. Sie kämpfte sich durch einen reißenden Strom aus Moiréseide. Lässige Herren in doppelreihigen schwarzen Samtwesten drängten in Etablissements, die vom Boden bis zur Decke mit Spiegeln ausgekleidet waren. Hafenarbeiter, Politiker, Kaufleute, eine Gruppe von Zeitungsjungen mit erloschenen Zigarren zwischen den rosigen Lippen. Tausende wachsamer Augenpaare überall. Tausend Möglichkeiten, erwischt zu werden. Und die Sonne war untergegangen, so dass jede Straßenecke von gefallenem Schwärmern heimgesucht wurde. Huren mit kalkweiß gepudertem Busen, entsetzlich bleich unter ihrem Rouge, standen zu fünf oder sechs zusammen, in Trauben, die sich durch das gemeinsame Bordell ergaben oder durch die Tatsache, dass die einen Diamanten trugen, während die anderen sich nur vergilbte, gesprungene Strassimitate leisten konnten.

Das kleine Mädchen konnte sogar bei den wohlhabendsten und gesündesten Frauen sofort erkennen, ob sie Straßenläuferinnen waren, konnte auf Anhieb die Damen von den Dirnen unterscheiden.

Sobald sie zwischen den Karren und Kutschen eine Lücke erspähte, kam sie wie ein Nachtfalter aus dem Schatten geflattert. Sie wünschte sich ganz fest, sie wäre unsichtbar, und huschte über die breite Durchgangsstraße Richtung Osten. Ihre nackten Füße flogen über den glitschigen, teerartigen Dreck auf dem Kopfsteinpflaster, dann stolperte sie fast über einen halb abgenagten Maiskolben.

Ihr Herz tat in jäher Panik einen Sprung. Sie würde hinfallen – man würde sie sehen und alles wäre vorbei.

Hatten sie das andere Kind langsam oder schnell getötet?

Aber sie fiel nicht hin. Die Kutschenlichter, die sich in vielen Fensterscheiben spiegelten, hatte sie hinter sich gelassen, und sie rannte weiter. Nur ein Kleinmädchenkeuchen und ein leiser Schreckenschrei markierten ihren Weg.

Niemand folgte ihr. Aber das konnte man wirklich keinem zur Last legen, nicht in einer so großen Stadt. Es war nur die Fühllosigkeit von vierhunderttausend Menschen, verschmolzen zu ei-

nem einzigen schwarzblauen Meer aus Gleichgültigkeit. Und genau dazu sind wir Träger des Kupfersterns da, denke ich – wir sind die wenigen, die stehenbleiben und genau hinschauen.

Später erzählte sie, alles sei ihr vorgekommen wie schlecht gemalte Bilder – krude und zweidimensional, die Backsteinbauten an den Rändern wie Wasserfarben zerfließend. Ich kenne diesen Zustand selbst, es ist, als sei man gar nicht da. Sie erinnerte sich noch an eine Ratte, die an einem Stück Ochschwanz nagte, das auf dem Pflaster lag – dann an nichts mehr. Sterne im Sommernachtshimmel. Das leise Rattern des Omnibusses von New York nach Harlem, der auf stählernen Schienen vorbeierollte, die Flanken der beiden erhitzten Pferde, nass glänzend im Gaslicht. Ein Passagier mit einem Zylinderhut, der ausdruckslos auf den eben zurückgelegten Weg starnte, seine Uhr baumelte an ihrer Kette von seinen Fingerspitzen. Die offene Tür zu einem Tischlerladen, der voller Sägespäne war und aus dem sich halbfertige Möbel und entbeinte Stühle auf die Straße ergossen, so durcheinander wie die Gedanken eines kleinen Mädchens.

Dann wieder eine Weile klebrige Stille, während der sie nichts mehr sah. Voll Widerwillen zupfte sie noch einmal den langsam immer steifer werdenden Stoff von ihrer Haut.

Das Mädchen bog scharf in die Walker Street ein und lief an einer Gruppe von Dandys mit Monokeln und frischgedrehten, glänzenden Seifenlocken vorbei, sie waren gestärkt und voller Kraft nach einem Besuch der Marmorbäder von Stoppani. Doch sie dachten herzlich wenig über die Kleine nach, denn sie rannte ja wie der Blitz zum Sechsten Bezirk, dieser Kloake, es war also anzunehmen, dass sie auch dort wohnte.

Sie sah irisch aus. Sie *war* irisch. Welcher Mann, der noch ganz bei Trost war, würde sich über ein kleines irisches Mädchen Gedanken machen, das nach Hause lief?

Also, ich schon.

Ich verschwende deutlich mehr Gedanken an herumvagabundierende Kinder als der Durchschnitts-New-Yorker. Mit dem Problem habe ich einfach auch mehr zu tun. Erstens bin ich selbst

ein solches Kind gewesen, oder jedenfalls fast. Zweitens ist es die Aufgabe eines Polizisten, der den Kupferstern trägt, magere Kindchen mit schmutzigen Gesichtern einzufangen, wann immer er ihrer habhaft werden kann. Er hat sie wie Vieh zusammenzutreiben, dann in ein verriegeltes Fuhrwerk zu sperren, das über den Broadway zum House of Refuge, der Fürsorgeanstalt, rumpelt. Allerdings werden Straßenkinder in unserer Gesellschaft geringer geachtet als Jersey-Kühe, und Zusammentreiben ist bei Nutztieren auch einfacher als bei streunenden Kindern. Wenn sie von Polizisten in die Enge getrieben werden, starren Kinder einen mit etwas an, das zu hitzig ist, als dass man es Bösartigkeit nennen könnte, mit etwas, das hilflos ist, aber stolz ... mit etwas, das ich wiedererkenne. Daher werde ich so etwas niemals tun, unter gar keinen Umständen. Auch nicht, wenn es mich meine Arbeit kosten sollte. Oder mein Leben. Oder das Leben meines *Bruders*.

Aber in der Nacht des 21. August dachte ich überhaupt gar nicht über streunende Kinder nach. Ich überquerte gerade die Elizabeth Street, mit einer Körperhaltung so zackig wie ein Sandsack. Eine halbe Stunde zuvor hatte ich meinen Kupferstern voller Ekel abgerissen und gegen die Wand geworfen. Inzwischen lag er jedoch in meiner Tasche, zusammen mit meinem Haustürschlüssel, und stach mir schmerzhaft in die Finger, und ich verfluchte in einem tröstlichen stummen Stoßgebet den Namen meines Bruders. Es ist für mich viel, viel erträglicher, wütend zu sein, als mich verloren zu fühlen.

Hundsverfluchter Valentine Wilde, sagte ich immer wieder, *Gott verdamme jeden schlaunen Gedanken in seinem verfluchten Schädel*.

Dann rannte das Mädchen in mich hinein, es hatte mich übersehen, ziellos wie ein vom Wind gejagtes Stück Papier.

Ich packte sie bei den Armen. Ihre trockenen, umherirrenden Augen leuchteten blassgrau, sogar in dem rauchgeschwärzten Mondlicht, wie Splitter vom Flügel eines Wasserspeiers, den es vom Kirchturm geweht hat. Sie hatte ein unvergessliches Ge-

sicht, eckig wie ein Bilderrahmen, mit ernsten, aufgeworfenen Lippen und einer perfekten Stupsnase. Auf der Schulter hatte sie einen Spritzer blasser Sommersprossen, und sie war nicht sehr groß für ein zehnjähriges Mädchen, doch sie bewegte sich so geschmeidig, dass sie in meiner Erinnerung größer wirkte, als sie wirklich war.

Aber das Einzige, was mir ganz deutlich auffiel, als sie mir gegen die Beine rannte, während ich in jener Nacht vor meinem Haus stand, das war, dass sie über und über mit Blut besudelt war.

I

Bis zum ersten Juni waren siebentausend Emigranten angekommen ... und die Regierungsvertreter hatten Meldung erhalten, dass 55 000 weitere, fast alle davon Iren, noch für diese Saison eine Schiffspassage gebucht hatten. Die Zahl der Iren, die nach Kanada und in die Staaten kommen werden, wird von manchen auf 100 000 geschätzt. Das restliche Europa wird wahrscheinlich noch 75 000 weitere Emigranten in die Staaten schicken.

New York Herald, Sommer 1845.

Polizist im Sechsten Bezirk von New York City zu werden, war eine unliebsame Überraschung für mich.

Das war nicht der Beruf, den ich mir für mein siebenundzwanzigstes Lebensjahr erträumt hatte. Allerdings würde ich drauf wetten, dass meine Kollegen dasselbe sagen würden, denn vor drei Monaten gab es diesen Beruf noch überhaupt nicht. Wir sind eine frisch aus dem Boden gestampfte Truppe. Vielleicht erzähle ich besser zuerst einmal, wie es dazu kam, dass ich vor drei Monaten, im Sommer 1845, eine Beschäftigung brauchte, obwohl es mir ziemlich schwerfällt, darüber zu sprechen. Denn wenn ich meine schlimmsten Erinnerungen auflisten müsste, würde diese hier wohl ganz oben stehen. Aber ich werde mein Bestes versuchen.

Am 18. Juli arbeitete ich, wie jeden Tag seit meinem siebzehnten Lebensjahr, an der Bar in »Nick's Austernkeller«. Der kantige Lichtstrahl, der oben an der Treppe durch die Türöffnung fiel, lötete den Schmutz im Plankenboden fest. Ich mag den Juli, ich mag es, wie er sein besonderes Blau über die Welt ergießt, damals

zum Beispiel, als ich mit zwölf auf einer Staten-Island-Fähre arbeitete, den Kopf hoch, den Mund voll mit einer frischen salzigen Meeresbrise. Aber 1845 war ein schlechter Sommer. Die Luft war hefig und feucht wie in einem Brotbackofen um elf Uhr morgens und hinterließ einen unangenehmen Geschmack am Gaumen. Ich versuchte, den auf der Stadt lastenden Geruch von Fieberschweiß und den Gestank des verendeten Karrengauls, den man halb in die Gasse um die Ecke gezerzt hatte, zu ignorieren, zumal es mir so vorkam, als werde das Tier allmählich immer toter. Angeblich soll es Müllmänner geben in New York, doch das ist nur so eine Legende. Meine Ausgabe des *Herald* lag aufgeschlagen da, ich hatte sie wie jeden Morgen bereits von hinten nach vorne durchgelesen. In selbstzufriedenem Ton war darin vermerkt, das Thermometer stünde auf fast siebenunddreißig Grad Celsius und traurigerweise seien noch ein paar Arbeiter an Herzschlag gestorben. Das alles machte zusehends die gute Meinung zunichte, die ich immer vom Juli gehabt hatte. Doch ich konnte es mir nicht leisten, mir die Laune vergällen zu lassen. Nicht an jenem Tag.

Mercy Underhill, da war ich mir sicher, würde in Kürze meiner Bar einen Besuch abstatten. Sie war jetzt seit vier Tagen nicht mehr hier gewesen, das war, gemäß unseren unausgesprochenen Gewohnheiten, ein Rekord, und ich musste mit ihr reden. Oder es zumindest versuchen. Ich hatte vor kurzem beschlossen, mich von der Tatsache, dass ich sie glühend verehrte, nicht abhalten zu lassen.

Das Nick's war ganz in der für Lokale dieser Art üblichen Weise eingerichtet, und gerade dass es so vollkommen typisch war, gefiel mir sehr. Es gab einen langen Tresen, breit genug für die Servierplatten aus Zinn für die Austern und die Dutzende von Gläsern für Bier, Whiskey oder Gin. Es war immer recht dunkel, denn das Lokal lag im Souterrain. Aber an Tagen wie diesem schien vormittags die Sonne so wunderschön herein, dass wir vorerst auf die Öllampen mit den gelben Lampenschirmen verzichten konnten, die auf dem Putz freundliche Rauchzeichen

nach oben schickten. Es gab kaum Möbel, nur eine Reihe von Sitznischen mit nackten Holzbänken an den Wänden, mit Vorhängen, falls das gewünscht wurde, auch wenn die nie jemand zuzog. Das Nick's war kein Ort für Geheimnisse. Es war ein Forum für die wilden jungen Spekulanten, ein Ort, an dem sie sich nach einem Zwölf-Stunden-Tag an der Aktienbörse durch den ganzen Raum Witze zubrüllen konnten, während ich ihnen zuhörte.

Ich stand am Tresen und zapfte eine Gallone Whiskey für einen rothaarigen Bengel, den ich nicht kannte. Am Ufer des East River wimmelte es nur so von rachitischen ausländischen Gestalten, die sich im neuen Land durchzuschlagen versuchten, und das Nick's lag in der New Street, ganz nah am Wasser. Der Junge wartete mit zur Seite gelegtem Kopf, die kleinen Krallen auf der Zedernholzplatte des Tresens. Er wirkte wie ein Spatz. Zu groß für einen Achtjährigen, zu ängstlich für einen Zehnjährigen. Hohlknochig, der glasige Blick ständig auf der Suche nach kostenlosen Abfällen.

»Ist das für deine Eltern?« Ich wischte mir die Finger an der Schürze ab und verkorkte den irdenen Krug.

»Für Dad.« Er zuckte die Achseln.

»Macht achtundzwanzig Cent.«

Eine Hand verschwand in der Hosentasche und brachte ein wildes Sammelsurium verschiedener Währungen zum Vorschein.

»Zwei Shilling sind genug, ich nehm mir die zwei da und heiße dich willkommen. Mein Name ist Timothy Wilde. Ich betrüge nicht beim Zapfen und versetze meine Ware nicht mit Wasser.«

»Dankeschön«, sagte er und griff nach dem Krug. Da fiel mir auf, dass er Sirupflecken unten an den Ärmeln seines zerlumpten Hemdes hatte, wahrscheinlich weil das letzte Melassefass, aus dem er sich bedient hatte, zu hoch für ihn gewesen war. Mein jüngster Kunde war also ein Zuckerdieb. Interessant.

Das ist wohl typisch für Leute, die eine Schankwirtschaft füh-